

(Nachdruck verboten.)

47)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Nun schön; ich will alles versuchen,“ sagte sie und trat leicht in den weich federnden Wagen, dessen Lack an den Seitenwänden im Sonnenschein glänzte; dann spannte sie den Schirm auf. Der Lakai setzte sich auf den Box und gab dem Kutscher das Zeichen, abzufahren. Der Wagen setzte sich in Bewegung, aber im selben Augenblick tippte sie mit dem Schirm gegen den Rücken des Kutschers und die schlauffühigen, hübschen, englisch gestukten Stuten blieben stehen, zogen die hübschen, mit Stangenzäumen bespannten Köpfe an und traten mit den zarten Füßen abwechselnd hin und her.

„Kommen Sie aber, bitte, ohne eigenmüßige Absichten,“ sagte sie und lächelte mit einem Lächeln, dessen Stärke sie wohl kannte. Als wäre die Vorstellung nun beendet, ließ sie den Vorhang herab, senkte den Schleier über das Gesicht. „Nun vorwärts.“ Sie berührte wieder mit dem Schirm den Kutscher.

Rechljudow küßte den Hut. Die Vollblut-Fuchsstuten aber schlugen schnaubend mit den Hufeisen das Pflaster und die Equipage rollte schnell dahin und hüpfte mit ihren neuen Federn nur hier und da bei Unebenheiten des Weges.

Sechzehntes Kapitel.

Als Rechljudow an das Lächeln dachte, welches er mit Marietta gewechselt, schüttelte er über sich selbst den Kopf.

„Man kann kaum einmal Umschau halten, so wird man schon wieder in dieses Leben hineingezogen, dachte er und empfand Zwiespalt und Zweifel, die durch die Notwendigkeit hervorgerufen wurden, sich bei Leuten einschmeicheln zu müssen, vor denen er keine Achtung hatte. Rechljudow überlegte, wohin er zuerst und wohin er später fahren könnte, um nicht nach Hause zurückzukehren, und begab sich zuerst in den Senat. Hier wurde er in die Kanzlei geführt, wo er eine riesige Menge übermäßig höflicher und sauberer Beamten in einem prächtigen Raum erblickte.

Die Beamten erklärten Rechljudow, die Bittschrift der Maslowa sei eingelaufen und zur Durchsicht und zum Referat eben dem Senator Wolf überwiesen worden, an den er einen Brief vom Onkel hatte.

„Die Senatsitzung findet in dieser Woche statt und der Prozeß der Maslowa wird kaum in dieser Sitzung vorkommen. Wenn man aber darum einkommt, so steht zu hoffen, daß der Prozeß am Mittwoch eingeschoben wird,“ sagte einer.

In der Senatskanzlei hörte Rechljudow, während er auf Abfertigung wartete, wieder eine Unterhaltung über das Duell und eine eingehende Schilderung, wie der junge Kamenski getötet war. Hier erfuhr er zum erstenmal die Einzelheiten dieser ganz Petersburg interessierenden Geschichte. Es war so zu gegangen, daß Offiziere in einem Austerkeller gegessen und wie immer viel getrunken hatten. Einer that dann eine absprechende Aeußerung über das Regiment, in dem Kamenski stand; Kamenski nannte den Betreffenden einen Vlägner. Der verfeßte Kamenski einen Schlag. Andern Tags wurde der Streit ausgefochten. Kamenski erhielt eine Kugel in den Bauch und starb zwei Stunden darauf. Hofen und die Sekundanten wurden festgenommen und auf der Hauptwache eingesperrt, aber nach vierzehn Tagen freigelassen.

Von der Senatskanzlei fuhr Rechljudow zur Kommission für Bittgesuche und zum Baron Worobjew, der großen Einfluß auf die Kommission besaß. Er hatte eine prächtige Wohnung in einem Staatsgebäude inne. Der Portier und ein Lakai erklärten Rechljudow strenge, der Baron wäre an andern als den Empfangstagen nicht zu sprechen. Rechljudow übergab seinen Brief und fuhr zum Senator Wolf.

Wolf hatte soeben gefrühstückt; er war dabei, die Verdauung durch das Rauchen einer Cigarre und durch einen Spaziergang durch das Zimmer zu befördern. So empfing er Rechljudow. Wladimir Waffiljewitsch Wolf war wirklich ein Mann comme il faut, und diese seine Eigenschaft stellte er höher als alle andren, sah von der Höhe derselben auf

alle andren Menschen herab und konnte gar nicht anders, als diese Eigenschaft hoch stellen, weil er dank ihr eine glänzende Carrière gemacht, eben die, welche er gewünscht, das heißt, durch eine Heirat ein Vermögen erworben, das achtzehntausend Rubel Zinsen trug; durch eigene Arbeit aber hatte er den Posten eines Senators erreicht. Er hielt sich nicht nur für einen Mann comme il faut, sondern auch für einen ritterlich ehrenhaften Menschen. Unter Ehrenhaftigkeit verstand er die Eigenschaft, sich von Privatpersonen nicht heimlich bestechen zu lassen. Sich aber alle möglichen Sporteln, Launtien und Nebeneinnahmen zu verschaffen und dafür alles zu thun, was immer die Regierung von ihm verlangte, hielt er nicht für unehrenhaft. Hunderte von unschuldigen Menschen wegen ihrer Liebe zum Volke und zur Religion ihrer Väter zu Grunde zu richten, ihre Enttöterung und Verbannung zu veranlassen, wie er es als Gouverneur in einem polnischen Gouvernement gethan — hielt er nicht für unehrenhaft, sondern für eine edle, patriotische Mannesthat. Er hielt nicht einmal für unehrenhaft, daß er seine in ihn verliebte Frau und seine Schwägerin ausgeplündert hatte. Im Gegentheil, er hielt das für eine wohlweise Einrichtung seines Familienlebens.

Das Familienleben Wladimir Waffiljewitschs umfaßte seine selbstlose Frau, seine Schwägerin, deren Vermögen er ebenfalls in die Finger bekommen hatte, indem ihre Besizung verkauft und das Geld auf seinen Namen eingetragener war, und eine sanfte, schüchterne, wenig hübsche Tochter, die eine einsame schwere Existenz führte, und Zerstreuung erst in der letzten Zeit im Evangeliumglauben, — in den Versammlungen bei Mine und bei der Gräfin Katerina Iwanowna — gefunden hatte.

Der Sohn Wladimir Waffiljewitschs aber, ein gutmütiger, schon mit fünfzehn Jahren härtiger Bursche, der von jener Zeit an zu trinken und zu bummeln begann, was er bis zum zwanzigsten Jahre fortsetzte — war aus dem Hause gejagt, weil er nirgends eine Schule absolvierte, in schlechte Gesellschaft geriet, Schulden machte und den Vater kompromittierte. Der Vater hatte einmal 230 Rubel, ein andres Mal 600 Rubel Schulden für seinen Sohn bezahlt, ihm dann aber erklärt, das sei das letzte Mal; wenn er sich nicht besserte, würde er ihn aus dem Hause jagen und seine Beziehungen zu ihm einstellen. Der Sohn besserte sich nicht nur nicht, sondern machte noch tausend Rubel Schulden obendrein und nahm sich heraus, dem Vater zu sagen, es sei für ihn so wie so eine Qual, zu Hause zu leben. Da erklärte Wladimir Waffiljewitsch seinem Sohn, er könne sich fortsetzen, wohin er wolle, er sei nicht mehr sein Sohn. Von der Zeit an that Wladimir Waffiljewitsch, als wenn er keinen Sohn mehr hätte, und von den Hausangehörigen wagte niemand, vor ihm von dem Sohn zu sprechen. Und Wladimir Waffiljewitsch war vollkommen überzeugt, daß er sein Familienleben auf die beste Weise eingerichtet hatte.

Wolf hielt mit einem freundlichen und etwas spöttischen Lächeln — er hatte diese Manier an sich; sie war der unwillkürliche Ausdruck des Bewußtseins seiner comme il faut-Überlegenheit über die Mehrzahl der Menschen — in seinem Spaziergang durch das Zimmer inne, begrüßte Rechljudow und las sein Schreiben.

„Bitte ergebenst, setzen Sie sich und entschuldigen Sie mich. Ich gehe auf und ab, wenn Sie gestatten,“ sagte er, steckte die Hände in seine Jackettaschen und schritt mit leichten, weichen Schritten in der Diagonale durch das große, stilgerechte Kabinett. — „Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen und dem Grafen Iwan Michailowitsch einen Gefallen erweisen zu können,“ sagte er, ließ den wohlriechenden, bläulichen Rauch ausströmen und nahm die Cigarre vorsichtig vom Munde, um die Asche nicht fallen zu lassen.

„Ich möchte nur darum bitten, daß der Prozeß bald zur Verhandlung kommt, da es wünschenswert ist, daß die Angeklagte, wenn sie nach Sibirien zieht, möglichst früh hingelangt,“ sagte Rechljudow.

„Ja, ja, mit dem ersten Dampfer aus Nischni; ich weiß,“ sagte Wolf mit seinem gömmerhaften Lächeln, das immer alles vorher wußte, was man ihm erst zu sagen begann. „Wie ist der Name der Angeklagten?“

„Maslowa.“

Wolf trat zum Tisch und schaute in ein Papier, das auf einem Aktenbehälter lag.

„So, so; Maslowa. Schön. Ich werde die Kollegen bitten. Wir nehmen den Prozeß am Mittwoch vor.“

„Kann ich also meinem Anwalt telegraphieren?“

„Sie haben einen Anwalt? Wozu das? Aber wenn Sie wollen, warum nicht.“

„Die Gründe zur Kassation können ungenügend sein,“ sagte Rechljudow, „aber aus der Sache selbst, denke ich, geht hervor, daß die Anklage die Folge eines Mißverständnisses ist.“

„Ja, ja, das mag sein; aber der Senat kann den Prozeß nicht nach dem Wesen der Sache revidieren,“ sagte Wladimir Wassiljewitsch streng mit einem Blick auf die Asche. „Der Senat giebt nur auf die korrekte Anwendung des Gesetzes und seine Auslegung acht.“

„Hier scheint aber ein außergewöhnlicher Fall vorzuliegen.“

„Kenne ich, Kenne ich. Alle Fälle sind außergewöhnlich. Wir thun, was unsre Pflicht ist. Damit punktum.“ Die Asche hielt sich immer noch, bekam aber schon einen Riß und war in Gefahr, abzufallen. „Sie sind wohl selten in Petersburg?“ fragte Wolf und hielt die Cigarre so, daß die Asche nicht fiel. Sie kam dennoch ins Schwanken und Wolf trug sie vorsichtig zu einem Aschbecher, wo sie zusammenbrach.

„Was ist das doch für ein schrecklicher Vorfall mit Kamenski,“ sagte er. „Ein so netter junger Mann. Einziger Sohn. Besonders die Lage der Mutter,“ sagte er und wiederholte fast Wort für Wort alles das, was damals alle Welt in Petersburg über Kamenski erzählte.

Nachdem Wladimir Wassiljewitsch noch über die Gräfin Zekaterina Iwanowna und ihre Hintwendung zur neuen religiösen Richtung gesprochen, die er nicht verurteilte und nicht verteidigte, die aber bei seiner *commo il faut*-heit augenscheinlich überflüssig für ihn war, klingelte er.

Rechljudow verabschiedete sich.

„Wenn es Ihnen genehm ist, kommen Sie zum Mittagessen,“ sagte Wolf und reichte ihm die Hand, „etwa am Mittwoch. Ich werde Ihnen dann ausführlich Antwort geben.“

Es war schon spät, und Rechljudow fuhr nach Hause, das heißt zu seiner Tante.

Siebzehntes Kapitel.

Zu Mittag gegessen wurde bei der Gräfin Katerina Iwanowna um halb acht, und die Speisen wurden auf eine neue, Rechljudow noch unbekannt Art gereicht. Das Essen wurde auf den Tisch gesetzt, und die Diener gingen sofort wieder hinaus, da die Speisenden sich selbst die Gerichte nahmen. Die Herren ließen aber nicht zu, daß die Damen sich durch übermäßige Bewegung anstregten, und nahmen als stärkeres Geschlecht die ganze Last auf sich, den Damen und sich selbst vorzulegen und einzuschänken. Wenn aber eine Schüssel leergegessen war, drückte die Gräfin auf den Knopf einer elektrischen Glocke am Tisch, und die Lakaien kamen schnell herein, räumten schnell auf, tauschten die Bestede um und brachten den folgenden Gang. Das Essen war exquisit; ebenso die Weine. In der großen hellen Küche arbeitete ein französischer Koch mit zwei weißgekleideten Gehilfen. Man aß zu sechsen. Der Graf, die Gräfin, ihr Sohn: ein mürrischer Garde-Offizier, der die Ellbogen auf den Tisch stützte, Rechljudow, eine französische Vorleserin und der vom Lande in die Stadt gekommene Hauptverwalter des Grafen.

Die Unterhaltung drehte sich auch hier um das Duell: man äußerte seine Meinung, wie der Kaiser über den Fall dachte. Es war bekannt, daß der Kaiser viel Mitgefühl mit der Mutter hatte, und so hatten alle Mitgefühl mit ihr. Ebenso war aber bekannt, daß der Kaiser nicht strenge gegen den Mörder vorzugehen beabsichtigte, der die Ehre seiner Uniform verteidigt hatte, und so waren alle milde gegen den Offizier gestimmt, der die Ehre seiner Uniform verteidigt hatte. Nur die Gräfin Katerina Iwanowna gab in ihrer freien, leichten Denkart einer Verurteilung des Mörders Ausdruck.

„Sich betrinken und ordentliche junge Leute niedererschießen — das entschuldige ich auf keinen Fall,“ sagte sie.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte der Graf.

„Ich weiß, Du verstehst niemals, was ich sage,“ meinte die Gräfin und wandte sich an Rechljudow. „Alle Welt versteht mich — nur mein Mann nicht. Ich sagte: mir thut die Mutter Leid; ich will nicht, daß jemand tötet und noch dabei aufrieden ist.“

Jetzt trat der bis dahin schweigsam gebliebene Sohn für Posen ein, fiel über seine Mutter her und setzte ihr ziemlich grob auseinander, daß ein Offizier nicht anders handeln könne, da sonst das Ehrengericht ihn aus dem Regiment austossen würde. Rechljudow hörte zu, ohne in die Unterhaltung einzugreifen und verstand als früherer Offizier die Argumente des jungen Tscharski wohl, wenn er sie auch nicht billigte; gleichzeitig stellte er aber unwillkürlich mit dem Offizier, der einen andern getötet, den hübschen jungen Sträfling zusammen, den er im Kerker gesehen hatte und der wegen Totschlags im Streit zu Zwangsarbeit verurteilt worden war. Beide waren durch das Trinken zu Mördern geworden. Der Bauer hatte in augenblicklicher Erregung einen Menschen getötet, war von seiner Frau und seiner Familie getrennt, in Ketten gelegt und geschoren worden und ging jetzt zur Zwangsarbeit nach Sibirien. Der Offizier dagegen saß in einem feinen Zimmer auf der Hauptwache, aß ein gutes Mittagessen, trank guten Wein, las Bücher und würde in ein, zwei Tagen in Freiheit gesetzt werden, um so zu leben wie früher, nur mit dem Unterschiede, daß er durch die Affaire interessant geworden war.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn jemand eine Reise thut.

Einige Winke für Reisende nach Paris.

Als ich vor kurzem aus besonderem Anlaß mit unfremt allen Freund Liebknecht zusammentraf, erzählte er mir, daß er bereits vielfach Anfragen von Parteigenossen und deren Angehörigen empfangen habe, die willens waren, nach Paris zu reisen. Da ich von mir dieselbe Erfahrung zu berichten hatte, schlug mir Liebknecht als alter Reisepraktikus vor, allen reiselusternen Lesern unfres Blatts aus meiner Kenntnis der Verhältnisse heraus mit einigen praktischen Hinweisen an die Hand zu gehen, was hiernit gern geschehen soll. — Mit dem Reisen in Ländern, deren Sprache man gar nicht versteht, ist es natürlich ein eignes Ding: gewiß sind die Reisenden heute dank der Organisation des internationalen Verkehrs vor schweren Nachteilen im allgemeinen geschützt, aber ohne allerhand kleine Unbequemlichkeiten geht es ja doch natürlich nicht ab. Es wäre natürlich, lächerlich, wollte man Leute, die mit Ach und Krach einmal die Mittel zu einem kurzen Ausflug nach Paris zusammengescharrt haben, auf ein voranschickendes Studium der französischen Sprache verweisen; immerhin sollte aber doch jeder, dem es irgend möglich ist, sich eine leidliche Sicherheit im Gebrauch der überall zu habenden kleinen Sprachführer aneignen. Ist auch das nicht möglich, dann heißt es eben, soich auf alle Schwierigkeiten losgehen und sich so gut verständlich zu machen, wie es eben geht. Wo die Not am größten, da ist ja bekanntlich immer die Hilfe am nächsten. Aber gleich hier die Regel: gegen hilfsbereite Landsleute sei zwar nicht unhöflich abweisend, aber sehr zugewandt, besonders was den Geldbeutel anbetrifft! Sechs Duzend Sicherheitsnadeln sollte jeder mitnehmen, der eine größere Reise antritt: Mit einigen verschleie er sorgfältig seine Taschen, mit andren nicht minder sorgfältig seinen Mund; nur Augen und Ohren muß man in fremden Ländern gehörig weit aufperren.

Trotz der großen Hilfsmittel, über die Paris verfügt, um den Pflichten der Gastfreundschaft gegen seine vielen Besucher gerecht zu werden, wird doch bei dem ungeheuren Zusammenfluß der Fremden das Leben in dieser Stadt während des Sommers ein schwer zu lösendes Problem sein; man weiß noch nicht, wie eigentlich den ungeheuer gesteigerten Ansprüchen an die Transportmittel, die Wohnungen, die Nahrungsmittel und auch die Vergnügungen Rechnung getragen werden soll. Der Erfolg der bisherigen Pariser Weltausstellungen hängt nicht zum wenigsten von dem Umstande ab, daß auch Leute mit schmalem Geldbeutel die Reise und den Besuch wagen durften, weil sie sicher waren, in der Niesenstadt ihren Mitteln entsprechende Unterkunft und Nahrung zu finden. Das dürfte auch jetzt noch der Fall sein: Paris ist keine Nänberhöhle, und man kann da bei mäßigen Ansprüchen recht wohlfeil leben; teuer sind eigentlich nur die Zimmer, und da kann man auch gar keinen Rat geben, weil sie mit wachsender Nachfrage sehr stark im Preise steigen. Das anscheinend so einfache und einleuchtende Mittel, möglichst weit von der Ausstellung entfernt Wohnung zu nehmen, hat auch wieder seinen Haken, denn einmal sind auch in den entfernteren Quartieren die Zimmerpreise durch die in der Nähe der Ausstellung ausgemieteten Pariser teuer gemacht worden, und zweitens muß man bei weiten Entfernungen wieder gar zu viel Geld für Transportmittel ausgeben — und verliert seine Zeit noch überdies. Zeit aber ist das kostbarste, worüber man überhaupt in Paris verfügen kann. Die ins Unendliche wachsenden Reisen von einem Punkte der Stadt zum andern nehmen dem Besucher täglich viele Stunden weg und ermüden ihn außerordentlich; deshalb soll man stets mit Hilfe eines Plans eine genaue Tages-einteilung machen, um unnötige Wege zu sparen. Ueber die Verkehrsmittel, die eine Schande für Paris sind, will ich mich hier nicht lange aufregen, — das besorgt schon jeder, der hierher kommt, auf eigne Faust gründlich. Da man aber nun mal nicht ohne

Omnibüs und Pferdebahn fertig werden kann, so suche man sich auf dem Stadtplan die richtigen Linien immer sorgfältig heraus, oder erlündige sich und vergesse nicht, daß man sich in den Bureaus der Omnibüsgesellschaft, die sich bei jeder Haltestelle vorfinden, eine Plakarte holen muß; erst wenn die betreffende Nummer aufgerufen wird, hat man das Recht, den Wagen zu besteigen. Unten im Wagen oder auf den Perrons kostet die Fahrt durchgehends 30 Cts., also drei große Kupferstücke, oben auf dem Verdeck 15 Cts., also drei kleine Kupferstücke (sous). Umsteigebillets sind oben und unten für 30 Cts. zu haben. Droschken kosten (zwei Personen) pro Tour am Tage 1,50 Fr., nachts (von 12^{1/2}—6 Uhr) 2,25 Fr. pro Stunde beträgt der Preis 2 Fr. bzw. 2,50 Fr. Man giebt den geplogten Kutschern in der Regel ein Trinkgeld von 25 Cts. Zweckmäßig giebt man zur Vermeidung von Irrtümern den Kutschern die Adressen immer schriftlich.

Was nun die Nahrung anlangt, so finden Reisende mit bescheidenen Ansprüchen überall in Paris, auch während der Ausstellungszeit, vollständige Restaurants (Etablissements de bouillon und Marchands de vin traiteurs), in denen man schon für 1—1,25 Fr. ganz gut essen kann. Die Franzosen pflegen im allgemeinen nur zweimal am Tage zu speisen, zwischen 11 und 1 Uhr mittags nehmen sie das sogenannte Dejeuner ein und zwischen 6 und 8 Uhr abends das Diner. Diesem Gebrauch paßt sich der Fremde an besten an, denn sonst bekommt er thatsächlich für mehr Geld Schlechteres. Man gehe also in solche Wirtschaften, in denen der Preis der Mahlzeiten nebst Wein fest angegeben ist; dort ist man keinerlei Ueberraschungen ausgesetzt und fährt meist gut dabei. Mit dem leidigen Trinkgeldumwesen muß man natürlich auch in Frankreich rechnen: Man mag darüber denken wie man will, jedenfalls steht das fest, daß die aufwartenden Proletarier darauf angewiesen sind; in der Regel giebt man bei Beträgen unter 1 Fr. 10 Cts. und bei höheren Beträgen 20 Cts.

Nun zur Ausstellung. Eintrittskarten muß man sich vor den Eingängen bei fliegenden Händlern kaufen; sie lauten auf 1 Fr., kosten aber nur 60—70 Cts. Wie das zusammenhängt, davon plaudern wir vielleicht ein andermal. Wichtig ist zu wissen, daß man von 8—10 Uhr morgens und von 6 Uhr abends ab zwei Eintrittskarten braucht; wenn man sparen will, gehe man also zwischen 10 und 6 Uhr hinein — natürlich kann man sich dann die Verlässlichkeit versehen, so lange Licht und Luft anhalten. Damit hätten wir wohl das wichtigste berührt. Aber auf einiges sei noch aufmerksam gemacht: Man schene sich niemals zu fragen und immer wieder zu fragen, geduldige Leute erhalten stets Auskunft. Das Geld, das man mitgenommen hat, verwahre man sorgsam, aber niemals alles an einer Stelle, sondern nur etwas im Portemonnaie und das andre in der durch Sicherheitsnadeln gesicherten inneren Brusttasche. Bei den Zoll- und Maulstationen versuche man niemals zu mogeln; man kann sich dadurch — abgesehen von der ethischen Seite der Sache — den größten Unannehmlichkeiten und sehr erheblichen Geldbußen aussetzen. Vor allem aber verschaffe man sich vor Eintritt der Reise ein gültiges Legitimationspapier, d. h. einen Paß oder wenigstens eine Paßkarte. Ohne Papiere ist nun einmal heutzutage der Mensch überhaupt gar kein Mensch, sondern höchstens ein Individuum, und zwar ein verdächtiges. Wenn man das Bedürfnis in sich fühlt, gegen den bureaukratischen Zwang und Zwang zu protestieren, so thue man das zu Hause, auf Reisen zählt es sich nicht recht aus.

Die deutschsprechenden Parteigenossen in Paris verkehren Sonnabendabends in der Brasserie des trois Suisses (Wirtschaft zu den drei Schweizern); dort werden deutsche Socialdemokraten stets freundlichster Rat und gute Auskunft erhalten. Das Haus liegt: Rue Notre Dame de Nazareth 82, nicht weit von den sogenannten großen Boulevards, bei der Porte St. Martin.

Wer in der klassischeren Litteratur bewandert ist, kennt eine Stelle, die lautet: „Mein Sohn, thue Geld in Deinen Mantel“ — den Rat darf man zu guter Letzt den Ausstellungsfahrern auch noch geben. Aber die Hauptsache zum gemüthlichen Reisen ist doch ein fröhlicher Sinn und ein frischer Mut. Wer mit ihnen in die Welt hinausgeht, der kann, glücklich heimgekehrt, wirklich „was erzählen“. — S.

Kleines Heuilleton.

— Die letzte Sonnenfinsternis, ihr Kommen und Gehen, schildert ein Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung“, der sich am 28. Mai in Argamasilla de Alba (Spanien), befand, wo die Finsternis eine totale war, folgendermaßen:

„... Dann kam der große Augenblick, wo die Verfinsternung begann. Zuerst merkte das unbewaffnete Auge nichts Ungewöhnliches. Nur vermittels farbiger Gläser sah man, wie sich die Sonnenscheibe allmählich verkleinerte. Auch das Thermometer fiel langsam. Aber die Helligkeit war ungefähr dieselbe wie zuvor. Dann aber, als der Mond etwa die Hälfte des Tagesgestirns verdeckt hatte, änderte sich auf einmal die Scenerie. Die Sonne verlor ihren Glanz, und gleichzeitig begann das sonst so bewegte Leben der Natur zu fioden. Man sah, wie die Singvögel und Schwalben ängstlich flatternd ihre Nester aufsuchten, die Tauben ihren Schlag und die Hühner den Stall, wie Hunde und Katzen sich verkrochen. Die Schafe blöckten kläglich, während unsere Wagenpferde unruhig wurden und gehalten werden mußten. Nur eine Herde Esel, die bekanntlich zu den klügsten Tieren gehören, graste auf einem benach-

barten Acker ruhig weiter. Es wurde mittlerweile immer dunkler und die Sonnenscheibe immer kleiner. Ein kalter Luftzug erhob sich, und ein solcher Schein hüllte nach und nach die Landschaft ein. Die Gesichter der Umstehenden nahmen eine bleiche Farbe an, als ob sie gerade dem Grab entstiegen wären. Selbst die Allerklügsten, die in dem vollen Bewußtsein hierhergekommen waren, einem nach festen, unabänderlichen Gesezen sich regelnden Vorgang beizuwohnen, konnten sich einer gewissen Bewegung nicht entziehen, und manch einem mag der Gedanke durch den Kopf gegangen sein: was würde aus der Erde und ihren Bewohnern werden, wenn das Sonnenlicht nicht mehr wiederkehren würde. Gespaunt betrachtete ich den bis zu einem feinen Streifen zusammengeschrumpften Sonnenrand, um den Moment nicht zu verpassen, wo sich die berühmten „Perlen“ zeigen mußten, angeblich durch die letzten Sonnenstrahlen, die sich noch durch die Thäler der Mondoberfläche zu uns hinabstießen, hervorgerufen. Die merkwürdige Erscheinung schien mir, allerdings nur für den Bruchteil einer Sekunde, wahrnehmbar. Während dessen huschten seltsame wellenförmige Schatten, deren Ursprung noch nicht ergründet, über die Erde hin. Gleich darauf, mit einem Schläge, befanden wir uns in der Totalität der Verfinsternung. Der Anblick des Firmaments war unbeschreiblich großartig. Rings um die rabenschwarze Mondscheibe züngelten glänzende feurige Wollen, die Protuberanzen, während sich weiterhin die hellen Strahlen der Korona wie ein wunderbarer silberner Heiligenschein in das Aethermeer ergossen. Zahlreiche Sterne tauchten auf, darunter Venus und Merkur, Aldebaran und Sirius; ringsum zeigte der Horizont ein gelbliches Zwielt. Tiefes Schweigen herrschte; alle waren von dem grandiosen Schauspiel ergriffen und standen regungslos. Dann begannen sich wieder die phantastischen, vagen Halblichter über den Boden zu schlängeln, und dann — dann schoß plötzlich wieder der erste blendende goldene Sonnenstrahl zur Erde hinunter, wo er mit lautem Jubelgeschrei begrüßt wurde. Die Hähne auf den Gehöften fingen an zu krähen, und es schien, als ob für die Erde ein neuer Tag anbräche.“ —

— Die Rauchsäule des Manna Loa auf Hawaii hat gelegentlich des jüngsten Ausbruchs dieses Vulkans eine merkwürdige Erscheinung dargeboten. Nach dem Bericht von Lyons stieg dieser Rauch bis zu einer Höhe von etwa 10 000 Meter ziemlich senkrecht empor. In jener Höhe geriet er aber in den oberen, aus Südwest wehenden Passat, wurde zu einer flachen Schicht auseinander gewidelt und fortgeführt. Dabei senkten sich die Ascheteilchen, aus denen die ungeheure Rauchmasse bestand, allmählich herab und kamen in einer Entfernung von 900 bis 1000 Kilometer nordostwärts von Hawaii wieder nahe auf den Meeresspiegel herab. Dort geriet die Rauchmasse in den unteren oder Nordost-Passat und wurde von diesem nach den Hawaii-Inseln zurückgetragen, so daß diese 14 Tage nach dem Ausbruch des Vulkans abermals in Rauch gehüllt waren, nachdem letzterer einen Weg von fast 2000 Kilometer zurückgelegt hatte. Dies ist übrigens nicht das einzige bekannte Beispiel, daß vulkanische Rauchmassen in das Gebiet des oberen Passats geschleudert worden sind. Denn 1835 fiel nach einem furchtbaren Ausbruch des Coscogrina in Centralamerika ein Aschenregen bei Kingston auf Jamaica nieder, und 1815 erreichte die vom Tomboro auf Sumatra ausgeworfene Asche das 1900 Kilometer östlicher gelegene Amboina, trotz des unten herrschenden Südostwinds. Dagegen steht das vom Manna Loa dargebotene Schauspiel, daß die vulkanischen Rauchmassen vom oberen Passat 1000 Kilometer weit fortgetragen, vom unteren Passat aber wieder nahe zu ihrem Ausgangspunkt zurückgebracht wurden, einzig da. —

Völkervernde.

ck. Hochzeits-Ragenmusik. Der Ursprung der „Ragenmusik“ geht auf einen Gebrauch zurück, der bei der Eingehung von Ehen mit Vorliebe ausgeübt wurde. Diese weit verbreitete uralte Sitte wurde in den französischen Diöcesanstalten und Synodalbeschlüssen des 14. und 15. Jahrhunderts als „Charivari“ bezeichnet und verboten. Vor der Wohnung des jungen Paares oder auch während der Trauung in der Kirche selbst fanden Ansammlungen von gewöhnlich Vermummten statt, die die jungen Eheleute mit Spott und Schimpf angriffen. Ganz besonders fanden diese mit dem Losen lärmender Geräte verbundenen Insultationen bei der Hochzeit von Wittven statt. Die Kirche schritt gegen den Unfug streng ein, aber ohne Erfolg. Schließlich wurden auf einer Synode von Narbonne im Jahre 1609 Geldstrafen und Exkommunikation über die Teilnehmer an dem Charivari verhängt. Auch in Spanien, Italien, Flandern und England läßt sich die Sitte nachweisen. Ueber ihre Verbreitung in Deutschland, für die sich noch heute Beispiele finden lassen, macht Karl Weinhold in der soeben erschienenen „Zeitschrift für Volkskunde“ interessante Mitteilungen. Auch in Deutschland war es eine uralte Sitte, daß vermunnte Personen, die ursprünglich wohl als Vertreter der Hausgeister gedacht waren, bei der Hochzeit erschienen. Der Lärm, der mit schallenden Geräten, Glöden, Schüsselfen, Töpfen, die auch zer schlagen wurden, gemacht wurde, sollte ursprünglich die bösen Geister erschrecken und verjagen. Das beschränkte sich nicht auf die Wiederverheiratung von Wittven, gegen die im Volk eine Abneigung bestand, sondern fand bei Eheschließungen überhaupt statt. Diese Bräuche arteten sehr oft in schimne Formen aus. In Westfalen versammelt sich noch heute am Abend der Verlobung, oder wenn die Verlobten zum erstenmale von der Kanzel verkündet werden, das unverheiratete junge Volk und macht vor den Häusern der Brautleute mit Peitschen,

Melchanken, Topfbedeln einen Höllenlärm; auch Schiffe fallen. Die Verlohten müssen die unliebsamen Gäste mit Brandwein bewirten. In thüringischen Orten ist das Zerbrechen von irdenem Zeug unter Lärm und Lachen ganz allgemein, oft auch mit Peitschenknallen und Schreien verbunden. Im westlichen Teil des oberösterreichischen Hausbrudkreises ist am Tage nach der Hochzeit ein dem Charivari sehr ähnlicher Brauch verbreitet. Ein Zug von verkleideten Knaben, Burschen und Männern in Weiberkleidern, in dem sich auch die beiden letztjüngsten Ehemänner, die schon Väter sind, befinden, zieht, von einem Hauptmann geführt, zum Hause des neuen Paares, bespritzt es oder bewirft es mit Schnee, während die Angegriffenen sich in gleicher Weise verteidigen, dann werfen die als Weiber verkleideten Männer aus ihren Tragkörben Töpfe und Schüsseln gegen das Haus; andre Verminnungen treten auf und schließlich wird das Haus gestürmt. Die beiden jüngsten Ehemänner tragen ein Gebäud in Form einer Wiege mit Kind in die Stube und Bewirtung, Gesang und Tanz bilden den Schluß. Ein Rest des alten Hochzeits-Charivari ist auch das lärmende Abendständchen, das man im Wipptale in Tirol heute noch den Neuvermählten nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise darbringt. In der ersten Nacht nach der Rückkehr ziehen die Burschen des Dorfs mit Lärminstrumenten ausgerüstet vor das Haus und singen das Lied: „Das faule Weib“, das im Volk überhaupt viel gesungen wird. Nach je zwei Strophen fällt ohrenbetäubend die Stahnmusik ein. Das Thema dieses Liedes: ein Mann ersehnt die Erlösung von seinem alten Weib, aber hat nachher von dem zweiten, jungen viel Schwereres zu leiden, ist in vollstündlichen Nudern beliebt. Trotdem der Inhalt des Liedes eher geeignet ist, als Ausdruck der Verachtung und des Volkswillens zu gelten, würde jedes neu vermählte Paar es als bittere Kränkung und Zurücksetzung empfinden, wenn diese zarte Aufmerksamkeit unterbliebe. Auch sonst finden sich in Tirol, wo die Ehen mit Vorliebe in der Faschingszeit geschlossen werden, ähnliche Hochzeitsbräuche. —

Meteorologisches.

— Die periodische Wiederkehr von Hochfluten Rassen und Dürren behandelt Stephan Zach in Programm des deutschen Staatsgymnasiums in Budweis (1899). Dieser Arbeit ist zu entnehmen, daß die Wiederkehr der Hochfluten in Mitteleuropa an die Perioden im Durchschnitt von 220, 110 und 55 Jahren geknüpft ist wie der Sonnenfleckenwechsel, die Nordlichterscheinungen und die Aenderungen des Erdmagnetismus. In gleicher Weise befolgen die Pegelstände an den größeren Flüssen Mitteleuropas einen parallelen Gang mit den Sonnenflecken, und ihre Maxima fallen mit den Maxima der Sonnenflecken zusammen, oder unmittelbar wie die Nordlichtmaxima nach diesen. Die Hochfluten treffen in der Regel nach dem Maximum der Sonnenflecke ein. Die Hochwasser rühren von denselben Ursachen her, welche die Sonnenflecken und Nordlichter erzeugen, sind also wesentlich kosmischen Ursprungs, d. h. außerirdischen Ursprungs und wahrscheinlich Wirkungen der periodisch wechselnden Planetenkonstellation. Die Planetenstellungen von Jupiter und Saturn scheinen einen wesentlichen Einfluß auf die an der flüssigen Sonnenhülle beobachteten Störungen, welche die Sonnenflecken im Gefolge haben, nach Art unsrer Ebbe und Flut auszuüben; danach dürften wir auch einen Zusammenhang mit den Wasserphänomenen auf unsrer Erde vermuten, worin wir durch den Umstand bestärkt werden, daß nicht nur ganze Serien von Sonnenflecken und Nordlichterscheinungen, sondern auch von Hochfluten den Quadraturen des Jupiter und Saturn entsprechen, wofür Verfasser eine Reihe von Beispielen anführt. Die Vorausbestimmung der Hochfluten erster Klasse, welche bei Beginn der 220jährigen Periode regelmäßig eintreten, ist mit größerer Sicherheit möglich als die Wetterprognose, für die übrigen Hochfluten zweiter und dritter Klasse immerhin noch mit derselben Wahrscheinlichkeit wie die Wettervorausgabe. So konnte Reiz in Mainz bereits 1883 unsre nasse Zeit in ihrem ganzen Verlauf bestimmen. Doch läßt sich die Dauer dieser Nässeperiode nur auf 14 Jahre vor und 14 Jahre nach dem theoretischen Maximum angeben. Genauere Angaben ergeben sich erst aus sicheren Theorien über die Art des Zusammenhangs der Hochfluten und Sonnenflecken. — (Globe.)

Technisches.

— Eine große unterseeische Sprengung wurde neuerdings in der Bucht von San Francisco vorgenommen. Es befand sich dort der „Shag“-Felsen, der jedem in diesen Gewässern bewanderten Schiffer bekannt war. Dieser lag nach einer Mitteilung des Patentbureaus von Bataly (Berlin) ungefähr 2 Kilometer nordwestlich von der „Meatraz“-Insel direkt im Fahrwasser der oberen Bucht. Der Felsen war bei Hochflut beinahe überschwemmt und kaum sichtbar, während er bei niedrigster Ebbe eine Bank von ungefähr 60 Meter im Durchmesser erbliden ließ. Die so gebildete Felsenbank, verbunden mit den starken Flußströmungen in diesem Teile der Bucht, machte den Felsen zu einer Gefahr, die jeder Schiffer bemüht war zu vermeiden. Obwohl die Regierung der Vereinigten Staaten schon lange gedrängt worden war, diesen Felsen zu entfernen, wurde doch erst vor etwas über einem Jahr eine systematische und genaue Peilung desselben vorgenommen, infolge der ein Kontrakt behufs seiner Entfernung innerhalb zweier Jahre zu einem Kostenpreis von 232 000 Dollar geschlossen wurde. Die Sprengung wurde wie folgt beverflichtigt: Ein Floß im Durchmesser von

60 Meter, das sich um einen kolossalen Mast drehte, wurde an die Stelle gebracht. Von dieser Plattform wurden hierauf unter Zubehörführung der auf einer Barke befindlichen Dampfkraft innerhalb eines Monats ungefähr 30 Löcher in den Felsen gebohrt, deren jedes einen Durchmesser von 20 Centimeter hatte und die sich bis zu einer Tiefe von 11 Meter unter den Wasserspiegel der niedrigsten Ebbe erstreckten. Diese Löcher wurden mit Gelatine-Dynamit gefüllt und mit einer elektrischen Batterie verbunden. Nahezu zwei Tonnen Sprengstoff wurden zur Füllung der Löcher verwendet. Im gegebenen Moment wurde die Bucht im Umkreise von etwa zwei Kilometer freigemacht und die Sprengladung durch elektrische Kabel mit einer Batterie verbunden, die sich an Bord eines Bootes befand, das in einer Entfernung von etwa 2000 Meter entfernt war. Durch Druck auf einen Knopf wurde sodann der elektrische Strom geschlossen und die gewaltige Masse des Sprengstoffes entzündet. Die Sprengung bot ein wunderbares Schauspiel dar. Es wurde kaum ein Ton gehört und wenig Erschütterung wahrgenommen, aber es erhob sich aus dem Grunde der See eine mächtige Wasserfäule, die bis zu einer Höhe von mehreren hundert Meter stieg und aus der in verschiedenen Höhen Abzweigungen stattfanden. Es schien nur eine Explosion stattgefunden, und alles war in wenigen Sekunden vorüber. Das Wasser wurde bald wieder ruhig und die Anzeichen der Sprengung verschwanden schnell, nur das zerrissene Bruch der Plattform und einige tote Fische, die an der Oberfläche des Wassers schwammen, gaben Zeugnis von dem mächtigen Ausbruch. Peilungen ergaben, daß der Zweck der Arbeit vollständig erreicht war, indem nunmehr der höchste Punkt des Grundes 18 Fuß unter niedrigstem Wasser lag. Die Hauptmassen des Felsens scheinen in tiefes Wasser geschleudert zu sein; kleine übriggebliebene Reste können durch Bagger leicht entfernt werden. —

Humoristisches.

— Die junge Hausfrau. Junge Frau (mit dem Malen eines Bildes „Brennende Scheune“ beschäftigt): „Ist das nicht naturwahr? Man glaubt ordentlich das brennende Stroh zu riechen!“
 Mann (trocken): „Bewahre, das ist unser Mittagessen, welches in der Küche anbrennt!“ —
 — Kennzeichen. K.: „Die Gans ist gut und frisch, die Du da gekauft hast!“
 W.: „Woran erkennst man das?“
 K.: „Einfach daran, ob die Händlerin grob oder höflich war. Bei Dir war sie bohnenstrohgrob — ergo ist die Gans gut!“ —

Notizen.

— Im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheint demnächst eine neue Ausgabe von Wielands Werken in 4 Bänden. —
 — Eine Gesamtausgabe von Friedrich Nieffches Briefen, die mehrere Bände umfassen soll, beginnt im Herbst d. J. im Verlag von Schuster u. Koefler zu erscheinen. —
 — Für die Lamey-Preis-Stiftung stellt die Universität Straßburg folgende Aufgabe: „Die anacreontische Poesie des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland in ihrem Verhältnis zur französischen Gesellschaftspoesie.“ Der Preis beträgt 2400 M. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1901 eingeliefert sein. Die Verteilung erfolgt am 1. Mai 1901. —
 — Im Wiener Burgtheater sollen künftig alle Anfünger, die auf Engagement reflektieren, vor dem Regiesolegium Probe spielen. Bei günstigem Erfolge treten sie in den Genuss einer Substitutionsgasse und werden zur weiteren Ausbildung an Provinzbühnen entsendet. Das Burgtheater will sich durch diese Neu-Einrichtung, für die 6000 Kronen in Anschlag gebracht sind, einen talentvollen Nachwuchs sichern. —
 — Max Klingler hat seine „Arenzung“, die sie in Hannover nicht haben wollten, zurückgekauft. —
 — Ein Goethe-Denkmal wird in Düsseldorf errichtet werden; eine Schenkung von 15 000 Mark soll den Grundstock bilden. —
 — Die Münchener Künstlergenossenschaft hat am 1. Juni ihre Jahresausstellung im Glaspalast eröffnet. Zur Ausstellung gelangt sind nahezu 2000 Objekte, darunter 1132 Oel- und Temperagemälde. —
 — Zur Immatrikulation bei der Universität Jena sind laut Bekanntmachung des weimariischen Staatsministeriums solche Volksschullehrer fortan zugelassen, die in der Entlassungs- und Anstellungsprüfung die erste Censur erhalten haben. —
 — Eine Kopenhagener Akademikerfahrt nach Island wird für den diesjährigen Hochsommer vorbereitet. Durch diese Reise soll der geistige Zusammenhang zwischen Dänemark und Island wieder geklärt werden. Privatansammlungen sind im Gange, um auch weniger bemittelten Studenten die Teilnahme an der Tour zu ermöglichen. —
 — Die erste technische Hochschule in Norwegen wird demnächst in Drontheim errichtet werden. —
 — Am Eisen vertreibt man am besten aus Mistbeekasten durch Ausstreuen von Kämpfer. —